

Resonanzen musikalscher Bildung



Zur Entwicklung und Irritation von Hörgewohnheiten

Dr. Jochen Kaiser



Wissenschaftlicher
Mitarbeiter, Institut
für Prakt. Theologie,
Friedrich-Alexander-
Universität Erlangen
Tel.: 0341 49249124

I. „Hab ich den falschen Sender erwischt?“

Zum 21. Juni 2014 veränderte der Sender *Deutschlandradio Kultur* sein Programm grundlegend. Am 12. Juli, also nach drei Wochen, zog der Programmdirektor Andreas-Peter Weber *Im Gespräch* eine erste Bilanz und setzte sich der Kritik seiner Hörer(innen) aus. Der Programmdirektor argumentierte in zwei Richtungen: 1.) Das alte Programm lief schon 20 Jahre relativ unverändert. Und 2.) Eine empirische Studie über die Nutzung des Programms hat unterstrichen, dass eine Steigerung der Marktanteile eine Änderung und *Modernisierung* des Programms erfordert. Dazu gehört eben auch eine gewisse Anpassung an den *Mainstream* der Hörgewohnheiten. Der suggestive Slogan über dem bilanzierenden Gespräch lautete: „*Gutes noch besser machen*“. Doch viele Hörer(innen) ließen sich darauf nicht ein. Die Kritik war umfassend, beispielsweise: „Mir fehlen die Diskussionssendungen, wo man anrufen konnte.“ Oder: „Das Radiofeuilleton vermische ich.“ Oder eine junge Mutter: „Wir sind Samstag-

mittag immer so mit dem Auto losgefahren, dass die Kinder *Kakadu* hören konnten.“ Hauptargument der kritischen Hörer(innen) war und ist: „Ich bin weg!“ Es werden also andere Radiosender gehört. Viele Hörer(innen) äußerten sich auch zur Musik¹, etwa: „Mir fehlt die außergewöhnliche und sehr inspirierende Musikauswahl.“ Oder: „Muss ich nun häufiger solche Stücke wie *I need a Dollar* hören?“ Oder: „Mir fiel zuerst die *reformierte Musikauswahl* auf, ich denke immer: Hab ich den falschen Sender erwischt?“ Oder: „Die Filmmusikbeiträge sind störend, dann kann ich gleich einen der normalen Sender hören ...“

II. Zur Transparenz und Bedeutung alltags- ästhetischer Vorlieben

Im Gespräch mit dem Programmdirektor Andreas-Peter Weber bestimmten Hörgewohnheiten die Meinungen der Hörer(innen). Das Radio ist ein ideales Medium, um Hörgewohnheiten zu untersuchen, denn dort ist man fast ausschließlich auf die hörende Wahrnehmung beschränkt. In diesem Artikel soll es nicht um allgemeine Hörgewohnheiten gehen – dies wäre in wenigen Sätzen nicht zu leisten –, sondern wir konzentrieren uns auf das Musikhören und Singen, besonders bei Live-Performances.

¹ Vgl. www.deutschlandradiokultur.de/programmreform-gutes-noch-besser-machen.970.de.html?dram:article_id=291522 (Stand: 12.07.2014)

Der Musikgeschmack ist laut Forschung eine zentrale Größe für eine alltagsästhetische Unterscheidung von Milieus. Häufig wird eine distinktive Nutzung der Musik unterstellt: Der eingefleischte Klassik-Fan kann Rockmusik nicht ausstehen. Oder: Die Liebhaberin von Volksmusik (übrigens ein sehr deutsches Phänomen) toleriert auf keinen Fall Musik der klassischen Avantgarde. So unterscheiden sich die Musikvorlieben, wenn sie mittels Fragebogen erhoben werden. Das gilt auch für indirekte Fragen, z.B.: In welche Veranstaltung gehen Sie gelegentlich: a) Rockkonzert, b) klassisches Konzert etc.?

Ein Problem der Fragebogen über den Musikgeschmack ist, dass sie nicht klären können, wie es uns ergeht, wenn wir in einer Live-Veranstaltung, z. B. einem Gottesdienst, mit einem uns fremden und ungeliebten Musikstil konfrontiert werden. Gemeint ist hier die Unterscheidung zwischen verbalen und klingenden Präferenzen von Musik.²

Ein Beispiel hierzu aus meinem aktuellen Forschungsprojekt *Was erleben Menschen, wenn sie im Gottesdienst singen?* illustriert dies: In einem Gottesdienst wurde ein neues Lied gesungen. Es war einfach und eingängig und auf dem Video ist zu sehen, dass viele das neue Lied gut mitsangen. Im Nachgespräch unterhält sich ein Ehepaar über dieses Lied: Die Frau ist begeistert: Das Lied *Fröhlich* hat sie „ganz doll angesprochen“ und hat ihr „gut getan“. Die Melodie war „sehr belebend, sehr erfrischend“. Ihr Mann ist nicht so überschwänglich gestimmt. Zögernd beschreibt er sein Empfinden und es fällt ihm schwer, die richtigen Worte zu finden, denn er mag die neuen Lieder nicht. Die Texte sind „eigenartig modern, sie versuchen dann irgendwie so'n Übertragung zu machen zum modernen Zeitgeist“. Sie erinnern ihn sehr an „Schlager“. Auf das Wort „Schlager“ springt wieder seine Frau an und unterbricht ihren Mann: „Also diesen Schlagerklang habe ich absolut, habe aber auch wirklich des Gefühl, ich kann die Melodie einfach mitsingen, also ohne das Lied weiter zu kennen. Ich finde es dadurch sehr leicht und fühle mich dadurch auch leichter, als wenn ich nur die Noten anschauen muss.“ Der Mann schaut hier in der Beurteilung durch die Brille seines Alltagsgeschmacks (obwohl auf dem Video zu sehen ist, dass er gut mitsingt). Die Frau, obwohl sie ebenfalls im Alltag keine Schlager hört, merkt aber, dass sie einfach und leicht mitsingen kann und das bestimmt ihre positive Beurteilung.

So beeinflusst die konkrete Situation, insbesondere wenn sie rituellen Charakter hat, den Musikgeschmack. Ein Live-Erlebnis kann die Ablehnung von Musik(stilen) mildern. Musik, die *anonym* aus dem Radio tönt, wird schnell und ohne nachzudenken abgedreht. Live-Musik hat eine andere Wirkung. Wir sehen die Musizierenden, vielleicht kennen wir auch einige, die Begeisterung der Spielenden steckt uns an und plötzlich hören wir Musik, bei der wir im Radio längst weggezappt hätten.

Eine eindrucksvolle Demonstration dieser These ist auch das öffentliche Musizieren und Singen von Kindern. Wenn ein Kinderchor oder eine Kita-Gruppe vor Eltern und anderen ein Lied oder Singspiel auführt, ist die musikalische Qualität häufig für sensible Hörer grenzwertig. Dennoch sind die Hörenden begeistert und erfreut über die Darbietung, denn stärker als die Klangqualität zählt hier, dass Kinder zum Musizieren und Singen ermutigt werden. Zugleich drückt sich darin eine unausgesprochene Hochschätzung alles Kindlichen – in einer immer älter werdenden Gesellschaft – aus. Weil also die Beziehung zu den Kindern höhersteht als das absolute Klingeln der Musik, fällt es vielen gar nicht schwer, gegenüber schrägen Tönen tolerant zu sein. So fließen immer auch soziale Vorstellungen in die Bewertung von Hörerlebnissen ein.



Kinderchor beim Krippenspiel in der Sylvestrikirche in Wernigerode, Dezember 2012

III. Offenohrigkeit in kirchlichen Milieus

Schulz u. a.³ fassen die bisherigen empirischen Erkenntnisse in Bezug auf kirchliche Milieus folgendermaßen zusammen:

„Im Bereich der Musik zeigt es sich so krass wie sonst nirgends – und mit Blick auf die kirchliche Arbeit gibt es keine anderen derartig dramatischen Erkenntnisse über ‚Abstoßungseffekte‘ in der Kirche: Was die einen mögen, können die anderen nicht leiden, was die einen schätzen, können die anderen kaum ertragen.“

² Hier werden *Geschmack* und *Präferenz* synonym gebraucht, obwohl in der Musikpsychologie i. d. R. *Präferenz* als lang- und *Geschmack* als kurzfristige Vorliebe unterschieden werden.

³ Vgl. Schulz, C./Hauschildt, E./Kohler, E. (2008): *Milieus praktisch. Analyse- und Planungshilfe für Kirche und Gemeinde*. Göttingen, S. 199.

Zwar wird diese Wirkung für den Gottesdienst etwas eingeschränkt, unter den aktuell kirchlich verbundenen Menschen besitzt die Musik jedoch ein großes Distinktionspotenzial. Dass Musik zur Abgrenzung von anderen genutzt wird und dass in diesen Prozessen starke Emotionen freigesetzt werden können, ist bekannt. Doch wie erklärt sich das große Distinktionspotenzial bei kirchlich geprägten Menschen? – Da es bislang leider keine vertiefende empirische Studie über Musikvorlieben in konfessionell-religiösen Kontexten gibt, müssen die folgenden Überlegungen spekulativ bleiben.

Zunächst einmal ist festzustellen: Musik ist heute überall verfügbar – alle Musik ist heute überall verfügbar. Wir können an jedem Ort und zu jeder Zeit selbst entscheiden, welche Musik wir hören wollen, und so können wir immer Musik hören, die uns gefällt. Musik soll uns froh machen, unsere Trauer auflösen, uns ein gutes, angenehmes Gefühl geben, uns nicht stören oder nerven. Vorherrschend ist ein narzisstischer Musikkonsum. Musik ist fast ausschließlich auf das eigene Wohlbefinden ausgerichtet. Alle Musik, die im Augenblick mein Wohlbefinden behindert, wird abgelehnt und damit grenzt man sich auch von den Menschen ab, die diese andere Musik lieben. Der Begriff *narzisstisch* ist hier vielleicht etwas überzeichnend, aber er markiert deutlich, was gemeint ist. Vorherrschend ist der Anspruch: Musik soll uns guttun! Und sie tut es tatsächlich. Musik ist eine positive Macht, die uns emotional anspricht, vor allem erfreut und begeistert. Sie kann unsere Stimmung positiv beeinflussen und ist deshalb gut und hilfreich fürs Leben.

Anthropologisch betrachtet erfreute Musik die Menschen bereits unter den harten Lebensbedingungen vor 35.000 Jahren. In Höhlen des oberen Donautals beispielsweise wurden Flöten gefunden, die diachron gestimmt waren. Die Klänge dieser Flöten konnten unsere Vorfahren in ihren kalten, nassen Wohnhöhlen für einige Augenblicke in eine andere, spirituelle Welt entführen und sie damit für kommende Herausforderungen stärken.⁴

Und heute? – In einem Gottesdienst in der Leipziger Nikolaikirche im Juli diesen Jahres: Die Teilnehmenden füllten einen kurzen Fragebogen zu den gesungenen Liedern aus. Sie sollten bestimmte Merkmale des eigenen Befindens (gewichtet) ankreuzen, wobei neben einigen sozialen Daten nur die Bezeichnung

des gemeinten Liedes und einige Kreuze erforderlich waren. Während der Abendmahlsausteilung improvisierte der Organist relativ modern. Ich, als teilnehmender Forscher, empfand diese Musik passend und freute mich an der farbenfrohen Registrierung, die den Kirchenraum in einem warmen Licht aufleuchten ließ. Auch die Improvisationskunst des Organisten nahm ich wahr. Einige Befragte schrieben zusätzlich ihre Meinung zu bestimmten Musikstücken auf, wie: „Die Musik hätte gut zu einem Gruselfilm gepasst.“ Sie hatten das Gefühl, dass die Musik nicht zur Situation passt. So wird deutlich, dass wir Musik heute an unserem eigenen Wohlbefinden und nach unserem subjektiven Gefühl der Stimmigkeit wahrnehmen. Dieser narzisstische Zug verliert die Musizierenden aus dem Blick, die mit ihrer Person *hinter* der Musik stehen und in unsere Beurteilung einbezogen werden müssen.

Oder wir kommen noch einmal auf die Programmreform von *Deutschlandradio Kultur* zurück: Im Rahmen der Sendung *Im Gespräch* äußern sich Fachleute zu verschiedenen Themen, beantworten Fragen der Zuhörer(innen) und sind dafür oft ein bis zwei Stunden im Studio. Bisher war es üblich, dass diese Fachleute Musikwünsche mitbrachten, deren Auswahl sie oft begründeten. Nun aber wird die Musik von einer Redaktion festgelegt, und das stört die Stammhörer(innen). Die Musikwünsche ließen offenbar etwas von der Persönlichkeit der Fachleute aufleuchten, etwas, das in ihren sachlichen Antworten verborgen bleibt. Musik ist eben ein emotionales Medium. Viele Menschen haben Songs für unterschiedlichste Stimmungen und Situationen: Da ist das eine Liebeslied, wozu die erste Liebesnacht durchgetanzt wurde, und immer noch spürt man beim Hören das verliebte Kribbeln. Da ist die eine traurige Ballade für den Liebeskummer. Da ist der Freudensong, nachdem die deutsche Fußballmannschaft Weltmeister wurde. Da gibt es Musik zum Saubermachen, zu melancholischer Stimmung, zu festlicher Sommerzeit und kalter Winternacht. Da gibt es Lieder zum Geburtstag und zur Weihnacht. Da gibt es Gutenachtlieder für die Kinder und die Trauermusik beim Tod eines geliebten Menschen. Vielfältige Situationen unseres Lebens sind mit bestimmten musikalischen Klängen verbunden. So weit, so gut, doch wo liegt das Konfliktpotenzial und wo ist Toleranz gefordert?

In der ästhetischen Phänomenologie unterscheidet Moritz Geiger⁵ zwei Arten der Wahrnehmung

⁴ Vgl. Conrad, N./Malina, M./Münzel, S. (2009): New flutes document the earliest musical tradition in southwestern Germany. In: *Nature*, 460, S. 737–738.

⁵ Vgl. Geiger, M. (1911): Zum Problem der Stimmungseinfühlung. In: *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft*, 6, S. 1–42.

von ästhetischen Gegenständen, die sich auf Klänge und Musik übertragen lassen: Einmal kann man eine *betrachtende Einstellung* einnehmen. Damit behält man eine Distanz beim Musikhören und Singen. Man hört zwar den Klang oder singt mit, aber innerlich ist man nicht eng mit der Musik verbunden. Dem gegenüber steht die *aufnehmende Einstellung*. In dem Fall drängen die Klänge ins subjektive Erleben, brechen emotionale Dämme, was uns dann innerlich bewegt und die Musik zu *unserer* Musik macht. Diese emotionale Bewegung muss uns gar nicht bewusst sein. So kann uns ein Lied an eine alte Liebe erinnern, doch wenn von diesem Lied nur das Soloinstrument, z. B. eine Oboe, erklingt oder eine charakteristische Harmoniefolge, werden wir uns gleichermaßen, aber unbewusst erinnern. Wir fühlen dann nur, dass diese Klänge uns plötzlich ganz nahegehen. Jede Ablehnung dieser Musik würde dabei auch uns als Person ablehnen.

Wie steht es also mit dem hohen Distinktionspotenzial von Musik in kirchlichen Kreisen? – Lehnen evangelische Christen Marienlieder ab? Singen katholische Christen bei Lutherliedern nur widerwillig mit? – In meiner Wahrnehmung erlebe ich Musik – zumindest zwischen den Konfessionen – eher als eine Brückenbauerin. Beispielsweise sind sehr viele Lieder in den konfessionellen Gesangbüchern (Evangelisches Gesangbuch und Gotteslob) *ökumenische* Lieder,⁶ und wie im EG Anrufungen an Maria zu finden sind, so enthält das Gotteslob auch Lutherlieder. Typische Marienlieder werden evangelische Christen kaum erleben, und wenn sie mal auf einem Katholikentag oder einer Wallfahrt ein solches hören, wird die Begeisterung des Singens sie ergreifen und das womöglich Anstößige ihnen kaum bewusst werden. Als ich z. B. mit meinem Chor im Gottesdienst regelmäßig ein- und mehrstimmige Psalmodien sang, hörten wir aus der Gemeinde immer wieder den Satz: „Das ist doch katholisch.“ Allerdings war dies nicht zwangsläufig als Ablehnung zu verstehen, sondern wies auf die ungewohnten Klänge hin – die Psalmen waren aus evangelischen Gesangbüchern. Gerade auch in den Kasualien – Trauungen, Taufen und Beerdigungen – werden Musikstücke nicht mehr aus konfessionellen Gründen ausgesucht. Die musikalischen Negativlisten der evangelischen Landeskirchen sind vergessen, das *Ave Maria* von Bach-Gounod zum z. B. wird heute gespielt, weil es anrührend klingt, kaum jemand weiß noch, dass dies bis in die 1980er-Jahre verboten war. Vor allem, wenn konkrete Musik er-

klings, kann das Gehörte gefallen, auch wenn es sozial verpönt ist oder nicht ins Milieu passt.

Mit dem Begriff der *Offenohrigkeit* wird in der Musikpsychologie das Phänomen gefasst, dass Kinder offen sind für alle Musikstile und Gattungen. Sie hören alles, was ihnen angeboten wird. Erst im Alter von acht bis zehn Jahren setzt eine deutlich erkennbare Präferenzentwicklung ein, die im frühen Teenageralter dazu führen kann, dass ausschließlich eine bestimmte Musikgruppe gehört und geliebt wird. Diese Vorliebe ist dann emotional stark besetzt und beinhaltet eine Identifikation mit den Idolen, die sich auch in Kleidung und anderem ausdrückt. Zumeist wird damit auch eine Abgrenzung gegenüber den Erwachsenen demonstriert.⁷ Indes, die Musikstile, die man im Kindesalter kennengelernt hat, lassen sich im Leben leichter *verstehen*, man wird zu ihnen leichter Zugang finden, auch wenn man sich später spezialisiert hat und einzelne Stile bevorzugt. Wie aber können nun im Erwachsenenalter Musik und Toleranz entwickelt und praktisch gelebt werden?

IV. Erwachsenenpädagogische Überlegungen

Zentral für die andragogische Theorie und Praxis sind folgende drei Punkte:

- a) Die Musizierenden und die begeistert Hörenden gehören in den Mittelpunkt.
- b) Der Blick sollte vom eigenen Wohlbefinden etwas gelöst werden.
- c) Die konkreten Klänge und gemeinsames Musizieren sollten mehr in den Vordergrund rücken.

Wie kann dies in der erwachsenenpädagogischen Praxis gelingen?

a) Die Musizierenden und die begeistert Hörenden

Der Musikkonsum aus dem Radio ist eher narzisstisch, denn wir hören nur das, was uns im Augenblick gefällt und schalten schnell um, wenn uns die Musik missfällt. Bei Live-Musik wirken die Musizierenden und die anderen (begeistert) Hörenden auf unser Geschmacksurteil ein. Dadurch lernen wir Musik kennen und vielleicht schätzen, die nicht zu unseren Präferenzen gehört. In den Blick geraten die anderen Menschen. Die Aufgabe im Blick auf andragogische Praxis ist es, subjektiv fremde Musik kennenzulernen und das Erleben in einen reflexiven Prozess einzubinden, der Erfahrungen mit Musizierenden und ihrer Musik als Ergebnis hat. Ein konkretes Beispiel:

⁶ Im neuen *Gotteslob* sind 150 Lieder, also die Hälfte der Stammtellieder, ökumenisch. Vgl. PraBl, F. K. (2014): Der Weg zum neuen katholischen Gebets- und Gesangbuch „Gotteslob“. In: MuK, 84, S. 236 – 240, 239.

⁷ Vgl. Gembris, H. (2005): Die Entwicklung musikalischer Fähigkeiten. In: de la Motte-Haber, H./Rötter, G. (Hrsg.): Musikpsychologie. Laaber, S. 394 – 456, 432 ff.

Nach einem (kurzen) Konzert folgt ein Gespräch mit den Musizierenden und Hörenden, um so das Erlebnis verarbeiten zu können. Hilfreich wären darüber hinaus in diesem Bildungsprozess Aussagen der Komponierenden zu ihren Werken, denn manche schwer verdaulichen Klänge überzeugen, wenn deutlicher benannt wird, was sie ausdrücken sollen.

b) Wohlbefinden entwickeln statt fixieren

Ich schließe hier an die obige Unterscheidung von betrachtender und aufnehmender Einstellung an: Statt Musik per se als Identifikationsmedium zu verstehen, sind beide Einstellungen als gleichberechtigt und wertungsfrei anzusehen. Weder ist die betrachtende nur ein oberflächliches Unterhaltungsprogramm, noch ist die aufnehmende der einzige wirkliche Zugang. Um (kirchliche) Distinktionsreflexe zu irritieren und zu mildern, ist in jedem Fall die betrachtende Einstellung zu stärken. Musik wird in dieser Einstellung bewusst wahrgenommen und auch beurteilt: War die gehörte Musik z. B. eher fröhlich oder traurig, melancholisch oder bewegend? Dabei lässt sich der/die Hörende nicht von der Musik *ver-einnahmen*, sondern bleibt in einer ästhetischen Distanz. Diese Distanz macht es möglich, neue Hörgewohnheiten zu entwickeln, Musik zu erleben, die nicht schon zu den eigenen Präferenzen gehört. Doch eine solche Haltung muss Schritt für Schritt eingeübt werden und bleibt meist nur ein fernes Bildungsziel. Schon Theodor W. Adorno entwickelte eine Hörertypologie, an deren Spitze ein analytisch-strukturell hörender Experte stand. Um Musik nicht nur unbewusst und emotional schlicht, sondern bewusster und differenzierter hören zu können, bietet es sich bei erwachsenenpädagogischen Veranstaltung z. B. an, dass in der Vorstellungsrunde jeder einen kurzen Ausschnitt seiner Lieblingsmusik vorspielt und dann in einigen Sätzen seine Präferenz erklärt. So können wir durch die Musik dem anderen begegnen. Wenn wir uns in dieser betrachtenden Einstellung üben, könnten wir die positive Macht der Musik erleben, denn unmerklich könnte meine *betrachtende* sich in eine *aufnehmende Einstellung* wandeln. Das ist kein qualitativer Unterschied, sondern nur eine andere Weltwahrnehmung, die mich dem Menschen, der diesen Musikstil liebt, näherbringt. Das oben beschriebene Gespräch zwischen Mann und Frau über das moderne *schlagerähnliche* Lied wäre auf diesem Hintergrund anders verlaufen. Der Mann hätte zwar seine eigene Distanz zu die-

sem Lied wahrgenommen, aber die Freude, das Lachen und das Wippen mit dem Buch seiner Frau hätte seine Aufmerksamkeit von der Beurteilung des Musikstils abgelenkt, hin auf die Frau an seiner Seite. Er hätte die Lust am Singen erlebt und davon wäre seine Beurteilung beeinflusst worden. Solche Gespräche zu führen könnte ein Ziel von Veranstaltungen der Erwachsenenbildung sein.

c) Konkrete Klänge gemeinsam erleben

Faszinierend sind Konzerte, in denen Musik aller vorstellbaren Musikstile erklingt. Das kann anhand der Entwicklungen auf dem Musikmarkt verdeutlicht werden. War bis vor ca. 15 Jahren eine wichtige Einnahmequelle von Musiker(inne)n der Verkauf von CDs, denn bei Konzerten war nur wenig Geld zu verdienen, hat sich das heute (auch aufgrund des Internets) verändert. Musiksoziologen stellen fest, dass das Live-Erlebnis in einem Konzert einnehmender ist als das einsame Musikhören. Gefördert werden sollte die lebenslange Bildung durch Musik. Denn ein Konzert zu hören, in einem Chor zu singen, in einem Gottesdienst Musik zu hören und selbst zu singen ist allemal *schöner* als lange Artikel über Musik zu lesen.

Zusammenfassend soll betont werden: Begeisterte Hörer(innen), die Entwicklung von Wohlbefinden sowie das gemeinsame Hören von Musik und Musizieren sind drei Aspekte für die andragogische Praxis im Umgang mit Musik. Offenheit und Toleranz für andere Musikstile lernen wir am Einfachsten über begeisterte Hörer(innen), denn sie können authentisch vermitteln, was an dieser Musik gefällt. Neben speziellen Musikveranstaltungen der Erwachsenenbildung schlage ich jedem den Besuch von musikalisch vielfältigen Konzerten vor, denen Gespräche mit Fans der konkreten Musik folgen könnten.

Denn unser Wohlbefinden hängt nicht nur von einer Homöostase der Gefühle durch narzisstisches Musikerleben ab, sondern eine Erkenntnis im Gespräch mit anderen, ein Gefühl der Zugehörigkeit nach einer fremden Musik ist vielleicht sogar beglückender und ruft ein tieferes, weil eben nicht selbstbezügliches, Wohlbefinden hervor. Gemeinschaftserlebnisse, die uns einbinden in das Schwingen der Musik, erzählen uns ohne Worte von einem reichen Leben, das Klagen und Weinen, Freude und Fröhlichkeit umfasst. Musik und Singen kann uns ein erfülltes Leben schenken.